

Vorschlag zur Zitierweise:

Frank Weiher: *Zwischen Tradition und Innovation. Zur hermeneutischen Krise in der Thomas-Mann-Forschung*. In: *Mythos-Magazin* (April 2018), online unter [http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/fw\\_hermeneutische-krise.pdf](http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/fw_hermeneutische-krise.pdf) (Stand TT.MM.JJJJ)



FRANK WEIHER

## Zwischen Tradition und Innovation

### *Zur hermeneutischen Krise in der Thomas-Mann-Forschung*

#### *Einleitung*

Traditionsbehaftete Autoren machen es dem Literaturwissenschaftler<sup>1</sup> naturgemäß schwer. Zwar gilt Karl Valentins Diktum, nach dem die Kunst schön sei, aber auch viel Arbeit mache, grundsätzlich auch für die Wissenschaft, doch gibt es unter den Gegenständen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung solche, die einem besonders viel Arbeit aufbürden. Ein Beispiel hierfür ist Thomas Mann.

In meinem Beitrag möchte ich auf einige Tendenzen und Intentionen der gegenwärtigen Thomas-Mann-Forschung reagieren. Der Umstand, dass sich auf einigen Fachtagungen sowie Nachwuchs- und Doktorandenkonferenzen ein deutliches Unbehagen bzgl. des Umgangs mit Texten bei mir einstellt, das nicht zuletzt daher rührt, dass die Hermeneutik vielfach als eine per se überholte Methode der Literatur- respektive Textwissenschaft wahrgenommen wird, brachte mich dazu, mich ausgiebiger mit dem Forschungszweig der *Erklärenden Hermeneutik*<sup>2</sup> zu befassen. Es zeigte sich schnell, dass viele Überlegungen, Prämissen und Ergebnisse der *Erklärenden Hermeneutik* sowohl an mein Unbehagen wie an meine Lösungsvorschläge anschlussfähig sind.

Mein Beitrag wird im ersten Kapitel einige Aspekte der Thomas-Mann-Forschung aus dem Blickwinkel der *Erklärenden Hermeneutik* beleuchten und zu dieser ins Verhältnis setzen. Redundanzen zu den Forschungsergebnissen der *Erklärenden Hermeneutik* werden hier bewusst vermieden, so dass Verweise genügen sollen. Danach werden die hieraus resultierenden Ergebnisse auf Ansätze und Thesen der neueren Thomas-Mann-Forschung angewendet. Im dritten Kapitel präsentiere ich Lösungsvorschläge, wie Potentiale neuerer Perspektiven sinnvoll in Kontext und Bestand der Forschung zu integrieren sind und ihre Ergebnisse somit den Ansprüchen kognitiver Wissenschaftlichkeit entsprechen können.

#### *I. Zum Umgang mit dem Gegenstand*

Grundlage jeder wissenschaftlichen Auseinandersetzung ist die Wissenschaft selbst. Zu ihrem systeminhärenten Regelwerk gehört zwingend, dass zwischen wahren und falschen Aussagen unterschieden werden kann. So ist etwa die Aussage: „Joachim Ziemßen aus Thomas Manns *Zauberberg* hat mit Dmitri Karamasow gemeinsam, dass er seinen Vater tötet“ nachweislich falsch. Im *Zauberberg* ist von einem Vatermord gar nicht die Rede. Im Fall der *Brüder Karamasow* muss man allerdings dahinter kommen, wer der Mörder Fjodor Karamasows ist; Dmitri ist es nicht. Der Justizirrtum ist zentraler Bestandteil von Dostojewskis Roman. Somit ist also die Aussage: „Joachim Ziemßen aus

<sup>1</sup> Hier ist, wie bei ähnlichen Begriffen, im Folgenden die weibliche Form natürlich stets mitzudenken.

<sup>2</sup> <http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/forum-w.btm> sowie vor allem: Peter Tepe: *Kognitive Hermeneutik. Textwissenschaft ist als Erfahrungswissenschaft möglich*. Würzburg 2007.

Thomas Manns *Zauberberg* hat mit Dmitri Karamasow gemeinsam, dass er seinen Vater nicht tötet“ nachweislich wahr. Allerdings wäre sie dennoch wissenschaftlich belanglos. Joachim wird des Vätermordes ja gar nicht bezichtigt, dieser ist nicht Thema des *Zauberbergs*, während Dmitri wegen des Mordes an seinem Vater verurteilt wird. Auch eine wahre Aussage erfüllt also nicht zwingend die Maßgaben der Wissenschaftlichkeit.

Nachdem je ein Beispiel für einen überprüfbar falschen und wahren Satz gebracht wurde, werde ich nun zunächst zwei als wahr erweisbare Aussagen treffen und ihr jeweils spezifisches Verhältnis zur Wissenschaftlichkeit beleuchten.

„In Thomas Manns *Zauberberg* besucht Hans Castorp seinen Vetter Joachim Ziemßen in einem Sanatorium in Davos.“ Dieser Satz ist wahr. Dies lässt sich anhand des Romans leicht verifizieren. „Durch seine Liebe zu Madame Chauchat erinnert sich Hans Castorp an seinen Schulkameraden Pribislav Hippe. Die damalige Schwärmerei Castorps für seinen Kameraden trug Züge homoerotischer Natur, wie sie etwa auch für Thomas Manns Frühwerk typisch sind.“ Auch diese Aussage ist nachweislich wahr. Im Gegensatz zu Aussage 1 lässt sie sich aber nicht unmittelbar durch einfache Textlektüre verifizieren. Dies liegt an der Kontextualisierung der Aussage und an der verwendeten Begrifflichkeit. Der erste Satz stellt eine Kausalität her: Chauchat ist der Anlass für Hans sich an Pribislav Hippe zu erinnern. Diese Kausalität kann anhand der entsprechenden Textstellen verifiziert werden. Im zweiten Satz ist von „homoerotischer Natur“ die Rede. Damit sind wir innerhalb der Thomas-Mann-Forschung schon bei einer Art Fachterminus angekommen, da Homoerotik begrifflich von Homosexualität zu unterscheiden ist, was mit der Divergenz von Erotik und Sexualität zusammenhängt, die man in Bezug auf Thomas Manns Werk durchaus als konstituierend bezeichnen kann. Noch in *Lotte in Weimar* veranschaulicht Goethe das Verhältnis von Sex und Erotik am Beispiel vom Wurmen und vom Küssen.<sup>3</sup> Ersteres sei rein kreatürlich, letzteres trage Züge des Geistigen. Schließlich folgt der Bezug zu Thomas Manns Frühwerk, so dass die Aussage auch auf eine anzunehmende Entwicklung innerhalb der Werkchronologie verweist.

Die zweite Aussage öffnet also bereits die Tür zu einem literaturwissenschaftlichen Arbeitsfeld, das dem Anspruch der Verifizierbarkeit genügen kann und das verschiedene Teilbereiche der Literaturwissenschaft subsumiert: Komparatistik bzgl. Manns Frühwerk und folgender Werkchronologie, Positionierung des *Zauberbergs* zwischen Früh- und Spätwerk, Untersuchung des *Überzeugungssystems* des Autors bzgl. der Divergenz von Sexualität und Erotik (auch explizit während der Entstehungsphase des *Zauberbergs*), intertextuelle Untersuchung des Ausdrucks „wurmen“ in *Lotte in Weimar*, etwa mit Verweisen quellenkritischer Untersuchung bzgl. Äußerungen Goethes oder etwa „Wollust wart dem Wurm gegeben“<sup>4</sup> aus Schillers *Ode an die Freude*. Schließlich bieten die Ergebnisse der erwähnten Teilbereiche auch solide Grundlagen für eine Textwissenschaft, die sich dann detailliert mit der Rolle Pribislav Hippes für Hans Castorp befasst, und eigene Interpretationen mit anderen ins Verhältnis setzen und ggf. argumentativ widerlegen kann.

Bei der hier erwähnten Herangehensweise spielt der Autor sichtlich eine zentrale Rolle. Im Lichte verschiedener methodischer Ansätze wird dieses wissenschaftlich plausible Vorgehen inzwischen jedoch negativ als *autorzentriert* bezeichnet. Natürlich bezieht sich die Autorzentrierung, wie ja überhaupt fast alle lautwerdende Kritik an der Hermeneutik, auf einen bewusst trivialisierten Begriff von Autorintention, bei dem es im Akt des Interpretierens darum ginge, zu entschlüsseln, was der Autor eigentlich sagen wollte. Dass allerdings die Autorenintention ohnehin ihre vermeintliche Zentralstellung in der Hermeneutik einer (wohl bewusst) fehlgeleiteten Schleiermacher-Lektüre Hans-Georg Gadammers verdankt, dürfte auch den meisten Hermeneutikkritikern nicht bekannt sein.<sup>5</sup>

Von der Autorintention war in oben erwähntem Fallbeispiel interessanterweise gar nicht die Rede; und in der Tat spielt sie bei der erwähnten Herangehensweise auch primär keine Rolle. An der

<sup>3</sup> Vgl. Thomas Mann: *Lotte in Weimar*. Herausgeben und kommentiert von Werner Fritzen. Frankfurt a. M. 2003. S. 316.

<sup>4</sup> Friedrich Schiller: *Ode an die Freude*. In: Nationalausgabe Bd. 1. Weimar 1943. S. 169–172. S. 170.

<sup>5</sup> Vgl. Manfred Frank: *Das individuelle Allgemeine*. Frankfurt a. M. 1985.

Bedeutung des Autors im Kontext der literaturwissenschaftlichen Betätigung ändert dies allerdings nichts. Es kann ja nicht ernsthaft bestritten werden, dass z. B. die quellenkritische Untersuchung der Notizen zum *Zauberberg*, ebenso der Vergleich der zwei erwogenen Fassungen des Romananfangs, einer textwissenschaftlichen Interpretation des Verhältnisses Hans Castorps zu Pribislav Hippe nicht nur nicht schadet, sondern wissenschaftlichen Mehrwert bringt.

In den allermeisten Fällen hat die Thomas Mann-Forschung hier Maßgebliches geleistet. Grundsätzlich gilt es also den Forschungsstand zu berücksichtigen. Da dieser aber Teil der Literaturwissenschaft ist, muss man ihn einordnen, kritisch hinterfragen und textkritisch abgleichen, denn der literaturwissenschaftliche Stand der Forschung ist grundsätzlich kein absoluter Status, auf dem unkritisch aufzubauen wäre. Dies hängt mit der eingangs erwähnten Überprüfbarkeit falscher und wahrer Aussagen und der Zentralstellung des Argumentierens in der Literaturwissenschaft zusammen.

Für viele beißt sich der Umstand, dass es grundsätzlich wahre und falsche Aussagen gibt mit dem Begriff der *Interpretation*. Diese Reaktion ist nachvollziehbar; das Missverständnis auf dem sie beruht lässt sich aber ausräumen. Man lässt sich hierbei von der Vorstellung leiten, dass Interpretation grundsätzlich ein subjektiver Blick auf etwas sei, umgangssprachlich gar ‚reine Interpretationssache‘. Dem folgend wären wahre oder falsche Aussagen solche, die nicht interpretationsbedürftig sind; oder aber, da ohnehin alles ‚reine Interpretationssache‘ ist, wahre und falsche Aussagen wären grundsätzlich nicht möglich. Natürlich ist Interpretation subjektiv, sie ist dies aber in einem nichtalltags-sprachlichen, sehr spezifischen Sinne: Interpretation im Kontext der Hermeneutik ist vom erkennenden Subjekt abhängig, also subjektiv im Sinne der philosophischen Erkenntnistheorie. Es ist das Subjekt, das das Objekt erkennt.<sup>6</sup> Vor diesem Hintergrund ist der hermeneutische Erkenntnisanspruch ausdrücklich *intersubjektiv*. Der erkenntnistheoretische Begriff des Subjekts hat von daher mit subjektiver Sichtweise im Sinne der ‚Beliebigkeit‘ und ‚Willkür‘ gar nichts zu tun. Interpretation im Sinne der Hermeneutik ist Erkenntnisleistung.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, alle Schulen, Schwerpunkte, Probleme und Ausdifferenzierungen der Hermeneutik näher auszuführen. Grundsätzlich verweise ich deshalb auf die Artikel und Arbeiten der Gruppe *Erklärende Hermeneutik*, sowie auf die Arbeiten Manfred Franks<sup>7</sup> und – als Gegenpositionen – auf Jochen Hörischs *Die Wut des Verstehens*<sup>8</sup> sowie Hans Ulrich Gumbrechts *Diesseits der Hermeneutik*<sup>9</sup>.

Interpretation im Sinne der Hermeneutik ist Erkenntnisleistung, so dass die *Erklärende Hermeneutik* völlig zu Recht darauf hinweist, dass es bessere und schlechtere Interpretationen gibt. Bessere Interpretationen sind schlicht argumentativ stärkere.

Niemand würde prinzipiell die Möglichkeit als wahr erweisbarer Aussagen und zutreffender Interpretation von Sätzen abstreiten. Kommunikation und eine halbwegs funktionierende Orientierung des Subjekts in der Welt wären ohne die Erfüllung dieses Minimalanspruchs unmöglich.

Sobald es allerdings um als wahr erweisbare Sätze und adäquate ergo *kognitive Interpretation* innerhalb der Literaturwissenschaft und der gewählten Methodik geht, scheint sich irgendetwas in uns zu sperren. Dieses Gefühl hat in der gegenwärtigen Situation sicherlich vielfache Gründe, die hier alle zu erwähnen den Rahmen sprengen würde. Zwei ‚Übeltäter‘ aus dem Kontext der Hermeneutikkritik seien hier jedoch näher beleuchtet.

Zunächst wird die prinzipielle Möglichkeit als wahr erweisbarer Aussagen – sie sind wohlgermerkt Grundbedingung der Wissenschaftlichkeit – häufig automatisch in den Kontext der ‚absoluten Wahrheit‘ und der ‚Letztbegründung‘ gerückt. Man könnte diesen Sachverhalt zunächst als ‚metaphysisches Erbe‘ bezeichnen. Darüber hinaus lehrt der geschichtliche Verlauf, dass diejenigen, die

---

<sup>6</sup> Die Feinheiten, Entwicklungen und Streitpunkte der Erkenntnistheorie müssen hier nicht näher beleuchtet werden. Ich will nur grundsätzlich auf die Bedeutung des Subjektbegriffs im Fall der Interpretation hinweisen.

<sup>7</sup> Neben Anm. 4 vor allem: *Was ist Neostukturalismus*. Frankfurt a. M. 1984 und *Ansichten der Subjektivität*. Frankfurt a. M. 2011.

<sup>8</sup> Jochen Hörisch: *Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik*. Frankfurt a. M. 1986.

<sup>9</sup> Hans Ulrich Gumbrecht: *Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz*. Frankfurt a. M. 2004.

die ‚absolute Wahrheit‘ für sich in Anspruch nahmen, verheerende Gräueltaten anrichteten und in die Irre liefen. Dem Zivilisationsprozess ist eben völlig zu Recht eine Drift zur Relativierung inhärent. Aus diesen Gründen spielt sich die Kritik an der Hermeneutik auch häufig vor ideologischen Hintergründen ab.

Dem hier erwähnten Wahrheitsbegriff liegt allerdings ein Missverständnis zugrunde, denn die Möglichkeit als wahr erweisbarer Aussagen hat mit diesem schlicht nichts zu tun. Die Aussage etwa: „Thomas Mann unterbrach die Arbeit am *Zauberberg*, um die *Betrachtungen eines Unpolitischen* zu schreiben“ ist als wahr erweisbar und verweist in keiner Weise auf einen metaphysischen Wahrheitsbegriff.

Man kann mir vorhalten, dass diese Aussage ja ein rein faktischer Befund sei. Es geht hier aber zunächst nur um die Möglichkeit wahrer Aussagen, so dass es eben auch Wahrheit gibt, ohne dass hieraus eine metaphysische Weltverfasstheit folgt. Hinzu kommt freilich, dass sich auch Sätze, die sich auf wesentlich kompliziertere Sachverhalte beziehen, ja sich sogar textwissenschaftliche Interpretationen formallogisch von der hier genannten Aussage nicht unterscheiden.

Der zweite ‚Übeltäter‘, unmittelbar mit dem ersten verwandt, ist der Sinn. Der Wahrheitscharakter einer Aussage hängt unmittelbar mit ihrem Sinn zusammen. Beide sind gekoppelt an die Bedeutung der Aussage und somit an die in ihr verwendete Begrifflichkeit. Die berühmteste Aussage der Logik: „Sokrates ist ein Mensch“ ist eben dann wahr, wenn mit Sokrates nicht der Kater meiner besten Freundin gemeint ist, sondern der Athener Philosoph.

Der Sinn hat als Begriff die Tendenz überbeansprucht zu werden. Auch Sinn kippt leicht ins Metaphysische: „Was ist der Sinn meines Lebens, des Lebens überhaupt?“, „Was ist der Sinn von Sterblichkeit?“, „Der Sinn der Liebe?“ oder aber eben auch: „Was ist der Sinn des *Zauberbergs*?“ Während die ersten Fragen primär der Kontingenz des faktischen Weltzustands geschuldet sind und die Sinnuche hier im Kontext einer mehr oder weniger lebensstauglichen Kontingenzbewältigung zu verorten ist, fragt die letztere nach dem konkreten Sinn eines bestimmten Textes.

Fragen nach dem einen konkreten Sinn eines literarischen Werks begegnen uns im Arbeitsfeld der Literaturwissenschaft wohl nur vonseiten der Hermeneutikkritiker. Es gilt nämlich auf einen wesentlichen Punkt bzgl. der vermeintlichen hermeneutischen *Suche nach dem Sinn des Werkes* hinzuweisen: „Die Feststellung der Gesamtreferenz eines Textes wird in der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungspraxis meines Erachtens nirgendwo durchgeführt. [...] In der Tat liegt ja auch nicht auf der Hand, welche Forschungsprobleme mit der Feststellung der Gesamtreferenz gelöst werden könnten.“<sup>10</sup>

Dieser, vor allem auch bzgl. der literaturwissenschaftlichen Praxis, evidente Befund weist implizit auf die prinzipielle Zugehörigkeit der Literaturwissenschaft zum wissenschaftlichen System hin. Die damit gestellte Frage nach dem wissenschaftlichen Wert ist diesem System nämlich inhärent. Die Frage nach der konstitutiven Relevanz ist für jede Untersuchung essentiell und muss bei der Einschätzung der erbrachten Ergebnisse stets reflektiert werden. Die Bezeichnungen ‚Wert‘ und ‚Relevanz‘ sind hier nicht etwa im Sinne einer Rangordnung zu verstehen, sondern sie weisen auf den Umstand hin, dass der jeweiligen Untersuchung eine adäquate Frage an den Gegenstand zugrunde liegen muss, da jede Untersuchung, vom wissenschaftlichen System ausgehend, als Teil desselben stets ausschließlich diesem System verpflichtet ist. Deshalb ist es auch immer methodisch fragil, ethische Normen zum Ausgangspunkt einer Untersuchung zu machen und sie nicht erst im Kontext sich anschließender Untersuchungen und hieraus resultierender Implikationen zu reflektieren.

Bevor ich mich im zweiten Kapitel mit spezifischen Ansätzen und Thesen der neueren Thomas-Mann-Forschung befasse, werde ich einige Prämissen und Ergebnisse und sich hieran anschließende Überlegungen bzgl. des Forschungsgegenstands *Thomas Mann* zusammenfassen.

Zunächst einmal kann der Anspruch der Wissenschaftlichkeit nur vor dem Hintergrund der prinzipiellen Möglichkeit wahrer und falscher Aussagen erfüllt werden. Literaturwissenschaft und Textwissenschaft müssen als Wissenschaften diesen Anspruch erfüllen. Auch Textinterpretationen

---

<sup>10</sup> Axel Bühler: *Interpretation und Bedeutung*. In: *Mythos-Magazin*, [http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/ab\\_bedeutung.htm](http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/ab_bedeutung.htm), S. 4.

sind dergestalt (Summen von) Aussagen, die auf ihren Wahrheitsgehalt hin geprüft werden müssen. Die verifizierende Methode der Literaturwissenschaft ist primär die Argumentation. Argumentativ sind starke von schwachen Argumenten im Rekurs auf die Differenz von wahren und falschen Aussagen zu unterscheiden. Jeder literatur- und textwissenschaftlichen Untersuchung muss zunächst eine adäquate Frage an den Gegenstand zugrunde liegen. Ob eine Fragestellung adäquat ist, muss durch Argumentation dargelegt werden.

Am Beispiel der Homoerotik bzgl. des Verhältnisses Hans Castorps zu Pribislav Hippe wurde gezeigt, dass ein verwendeter Begriff in Bezug auf einen Untersuchungsgegenstand konstituierend sein kann. Dieser Umstand führt uns in den Bereich, den die *Erklärende Hermeneutik* als *Überzeugungssystem des Autors* definiert. Hierbei wird angenommen, dass jeder Mensch im Allgemeinen und jeder Autor eines literarischen Textes im Besonderen bestimmten Weltbildannahmen und einem bestimmten Wertsystem folgt, die zusammen einen weltanschaulichen Rahmen spezifischer Art bilden. Mit dem Terminus *Überzeugungssystem* scheint mir ein zentraler Aspekt der Textwissenschaft, der Interpretation und generell der Literaturwissenschaft angesprochen.

Da uns das Konzept des *Überzeugungssystems* eine Möglichkeit bietet, auch viele Entwicklungen gegenwärtiger Thomas-Mann-Forschung in einem methodisch fundierten Licht zu sehen, wird hier kurz erwähnt, was im Fall von Thomas Mann unter *Überzeugungssystem* zu verstehen ist und wie die Literaturwissenschaft mit diesem Sachverhalt umgehen sollte.

Thomas Mann gehört zu den notorischen Vielschreibern und Selbstkommentatoren. Zu seinem umfangreichen literarischen Werk kommen kulturelle, gesellschaftliche und politische Essays, Briefe, Korrespondenzen und Tagebücher hinzu. Für den Literaturwissenschaftler erschließen sich darüber hinaus Quellen, intertextuelle Verweise, Bezüge, Einflüsse sowie ein ausufernder Fundus der Sekundärliteratur. Die erwähnte Fülle erlaubt es der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung, das *Überzeugungssystem* Thomas Manns bzgl. für die jeweilige Untersuchung entscheidender Begriffe<sup>11</sup>, Paradigmen sowie Gegenstände genauer zu bestimmen, und diese Bestimmung ist für eine fundierte Auseinandersetzung mit den gewählten Forschungsgegenständen von zentraler Bedeutung. Primär bietet diese Fülle eine literaturwissenschaftliche Chance; eine Chance allerdings, der auch die Pflicht zur gebotenen und eben zweckdienlichen Ausführlichkeit inhärent ist.

Nun böte sich mir die Gelegenheit neben der bereits erwähnten Homoerotik weitere Beispiele für Begriffe, Paradigmen sowie Gegenstände aufzulisten, die unmittelbar mit dem *Überzeugungssystem* Thomas Manns zusammenhängen. Ich verweise in diesem Kontext allerdings auf das neue Thomas-Mann-Handbuch<sup>12</sup>, das dankenswerterweise in den Kapiteln III. und IV. *Kontexte, Bezüge und Einflüsse* sowie *Konzeptionen: Denkfiguren, Schreibweisen, Motive* ausführlich darstellt. Die divergente Qualität der 52 einzelnen Beiträge ist exakt auf den Grad der Anwendung des hier dargestellten Vorgehens zurückzuführen und zeigt somit, dass das Konzept des *Überzeugungssystems* auch jenseits der Textwissenschaft ein wertvolles Instrumentarium der Literaturwissenschaft darstellt.

## II. Diskussion problematischer Ansätze

Um das Problembewusstsein bzgl. gegenwärtiger Ansätze zu schärfen, möchte ich mich zunächst mit dem Terminus der *projektiv-aneignende Interpretation* der *Erklärenden Hermeneutik* befassen. Interessanterweise ist diese gerade nicht im Kontext der hermeneutischen Methodik zu beobachten, sondern im Kontext der Zugänge, die sich bewusst der vermeintlich subjektivistischen Hermeneutik entgegen stellen. Dies liegt primär daran, dass das Instrumentarium vieler Methoden bzgl. Phänomenerklärung und Begrifflichkeit ihrerseits fest in einem *Überzeugungssystem* verankert ist und dieser Umstand i. d. R. nicht ausreichend reflektiert wird.

---

<sup>11</sup> Zur Bedeutung des *Begriffs* in der Literaturwissenschaft und explizit in der Thomas-Mann-Forschung vgl. vom Autor: *Über die Gegensätze ‚Geist und Leben‘ und ‚Künstler und Bürger‘ in der Thomas-Mann-Forschung*. In: *Thomas-Mann-Jahrbuch* Bd. 29. Frankfurt a. M. 2016. S. 57–69.

<sup>12</sup> Andreas Blödorn u. a. (Hrsgg.): *Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart 2015.

Die *projektiv-aneignende Interpretation* ist in der Terminologie der *Erklärenden Hermeneutik* von der *aneignenden Interpretation* zunächst zu unterscheiden; letztere ist „lebenspraktisch unerlässlich“<sup>13</sup>. „Menschen sind Lebewesen, die auf aneignendes Interpretieren angewiesen sind. Dazu gehört, dass sie die Traditionen, in denen sie aufgewachsen sind, immer wieder an veränderte Rahmenbedingungen und Überzeugungen anpassen müssen.“<sup>14</sup> Im wissenschaftlichen Kontext ist der aneignende Textzugang jedoch anders zu beurteilen als in der Lebenspraxis, da es hier um kognitive Erkenntnisleistungen geht und nicht darum, Texte per se im Lichte des *Überzeugungssystems* des Interpreten zu deuten, denn Weltbildkonformität ist kein wissenschaftlicher Maßstab. „Das aneignende Interpretieren führt nur zufälligerweise zu einem wissenschaftlich akzeptablen Ergebnis, wenn nämlich das textprägende Überzeugungssystem des Autors mit dem weltanschaulichen Rahmen des Interpreten ganz oder weitgehend identisch ist.“<sup>15</sup> Die Differenzierung zwischen *aneignender* und *projektiv-aneignender Interpretation* ist für eine kognitive Textwissenschaft deshalb entscheidend, weil innerhalb der Wissenschaft andere Maßstäbe des Interpretierens gelten als außerhalb des wissenschaftlichen Systems. Innerhalb des wissenschaftlichen Systems muss eine *aneignende Interpretation* auf ihre kognitive Erkenntnisleistung hin überprüft werden. Weist sie kognitive Defizite auf, wird auf zweiter Ebene geprüft, ob die interpretatorischen Fehlleistungen auf das (häufig sogar unbewusste) Bestreben des Interpreten zurückzuführen ist, eine mit dem eigenen *Überzeugungssystem* in Einklang stehende Deutung des Textes hervorzubringen; in diesem Fall spricht die *Erklärende Hermeneutik* von einer *projektiv-aneignenden Interpretation*. Da jedoch jede wissenschaftliche Abhandlung Teil des wissenschaftlichen Systems ist, sie also eo ipso den Kredit der Wissenschaftlichkeit mit sich führt, kann man die *projektiv-aneignende Interpretation*, bei der das *Überzeugungssystem* des Autors nur scheinbar mit dem des Rezipienten im Einklang steht, als *pseudowissenschaftliche Interpretation* bezeichnen.

Die zwei bekanntesten aneignenden Interpretationen sind sicherlich Freuds Lektüre des *Ödipus Tyrannos* von Sophokles und E. T. A. Hoffmanns *Der Sandmann*. Bei der Beurteilung beider Lektüren vonseiten der Literaturwissenschaft gilt es allerdings zu berücksichtigen, dass Freud kein Fachkollege war. Er hat in beiden Fällen keine literaturwissenschaftlichen Beiträge verfasst, sondern an diesen Lektüren sein psychoanalytisches *Überzeugungssystem* erarbeitet und erprobt. Seine aneignenden Interpretationen sind auch genau aus diesem Grund aus literaturwissenschaftlicher Sicht nicht per se als *pseudowissenschaftliche Interpretationen* zu beurteilen, weil sie eben einem anderen Wissenschaftsbereich angehören, der hier seinerseits wissenschaftlich zu beurteilen hat.

Der aneignende Interpret, der einen literaturwissenschaftlichen Fachbeitrag verfasst, unterliegt hingegen den disziplinären Paradigmen der Literaturwissenschaft und ist ausschließlich diesen verpflichtet. Die Literaturwissenschaft ist die Disziplin, in die die wissenschaftliche Betätigung des Interpreten fällt und aus der heraus der wissenschaftliche Wert der Untersuchung zu beurteilen ist.

Grundsätzlich treffen im Fall der geisteswissenschaftlichen Auseinandersetzung, zumal in der textwissenschaftlichen, zwei *Überzeugungssysteme* aufeinander: das *Überzeugungssystem* des Autors, welcher das zu erforschende Werk verfasst hat, und das *Überzeugungssystem* des Wissenschaftlers, der die Untersuchung unternimmt. Dieser Umstand kann zu Problemen führen, wenn sich etwa ein Ansatz dem Forschungsgegenstand derart nähert, dass ausschließlich die Paradigmen des angewandten wissenschaftlichen *Überzeugungssystems* belegt werden und die Untersuchung des eigentlichen Gegenstands versäumt wird. Im letzteren Fall spricht die *Erklärende Hermeneutik* von *pseudowissenschaftlicher Interpretation*. Zur Erforschung dieser Phänomene und der aus ihnen resultierenden interpretatorischen Schief lagen hat die *Erklärende Hermeneutik* Maßgebliches geleistet.

Nun wird die Disziplinzugehörigkeit einer literaturwissenschaftlichen Untersuchung inzwischen häufig kaschiert. Statt von *literaturwissenschaftlichen* wird gerne von *kulturwissenschaftlichen* Zugängen und

---

<sup>13</sup> *Manifest der Gruppe Erklärende Hermeneutik*. In: *Mythos-Magazin*, <http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/manifest-deutsch.pdf>, S. 2.

<sup>14</sup> Peter Tepe: *Schlagabtausch. Der Streit zwischen der kognitiven und der geist-theoretischen Hermeneutik über den Sandmann*. In: *Mythos-Magazin* (Feb. 2018), [http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/pt\\_schlagabtausch.pdf](http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/pt_schlagabtausch.pdf), S. 44.

<sup>15</sup> Ebd.

Perspektiven gesprochen. Mit der Beschreibung *kulturwissenschaftlich* liegt aber nicht automatisch eine Definition vor; zumal dann nicht, wenn sie lediglich verwendet wird, um sich von der Literaturwissenschaft abzugrenzen. Definiert man Kulturwissenschaft hingegen in Bezug auf die *cultural studies*, so gilt es im Kontext der Kategorie *Überzeugungssystem* zu bedenken, dass ihr eigenes *Überzeugungssystem* zu reflektieren traditionell den blinden Fleck der *cultural studies* ausmacht. Vor diesem Hintergrund kritisiert etwa Friedrich Kittler die „wunderbar vorgespielte, aber desto verlogenerere wissenschaftliche Unschuld“ der Kulturwissenschaft und fordert „unsere eigene Wissenschaft [...] mit dessen eigenen Mitteln anzugehen“<sup>16</sup>, und in der Tat wäre erst ein solches Vorgehen konsequent angewandte Dekonstruktion, „Recht auf Dekonstruktion als unbedingtes Recht“<sup>17</sup>.

Vor diesem Hintergrund möchte ich folgenden Tagungstext zur Diskussion stellen und an ihm deutlich machen, inwieweit hier ein Bruch zur tradierten Forschung lediglich herbeigeschrieben, nicht aber argumentativ hergeleitet wird.

Die jüngere Forschung zu Thomas Manns Werk zeigt die Tendenz, sich ihrem Untersuchungsobjekt vermehrt aus kulturwissenschaftlicher, wissensgeschichtlicher, theoretisch fundierter Perspektive zu nähern und traditionalistisch-biographische Ansätze hinter sich zu lassen. Diese neueren Ansätze „unterstell[en]“ Thomas Manns Erzählwerk „ein Maximum an thematischer Komplexität und theoretischem Raffinement“<sup>18</sup>. Solche „Komplexität“ und solches „Raffinement“ können eben auch „dann in den Texten liegen [...], wenn ihr Autor [dies] vielleicht gar nicht im Sinn hatte“<sup>19</sup> – und das sattsam erprobte quellenkritische, textimmanente und autorzentrierte germanistische Instrumentarium wird ihnen nicht gerecht. Die jüngere Mann-Forschung insistiert mithin auf der Komplexität der Mann'schen Schreibprozesse, auf deren Aktualität und Anschlussfähigkeit für kulturwissenschaftliche und wissensgeschichtliche Erkenntnisinteressen.<sup>20</sup>

Die gesamte Argumentation steht freilich auf tönernen Füßen. Zunächst wird den Perspektiven der „jüngeren Forschung“ eine theoretische Fundierung zugeschrieben, während den „traditionalistisch-biographische[n] Ansätze[n]“ diese fehlen soll. Divergenz zur eigenen Profilierung suggerierende Sätze sind häufig vom Implizierten her zu lesen. Auch wird der Vorwurf erhoben, dass traditionelle Literaturwissenschaft primär biografisch sei. Biografismus bedeutet, dass jede Interpretation sich ausschließlich um die Bezüge zum Leben des Autors kümmert. Ein Ansatz, der nirgends innerhalb der Akademie ernsthaft angewendet wird. Beim zweiten Satz leuchtet schlicht nicht ein, inwieweit die traditionellen Ansätze Manns Werken „ein Maximum an thematischer Komplexität und theoretischem Raffinement“ absprechen würden.

Im dritten Satz folgt ein Hinweis auf eine diskurstheoretische, vor allem aber auch strikt anti-intentionale Perspektive: „Solche ‚Komplexität‘ und solches ‚Raffinement‘ können eben auch ‚dann in den Texten liegen [...], wenn ihr Autor [dies] vielleicht gar nicht im Sinn hatte‘“. Der Gegenstand jeder wissenschaftlichen Untersuchung müsste in diesem Fall zunächst das ‚vielleicht‘ der angeführten Argumentation sein. Dies aus folgendem Grund: Wenn die Ausgangslage der gewählten wissenschaftlichen Herangehensweise ist, dass ich die Komplexität der Werke jenseits des bewussten Schaffensprozesses des Autors untersuchen möchte, muss ich die Grenzen des Autorenbewusstseins zunächst eindeutig markieren. Welches literaturwissenschaftliche Problem nun allerdings mit dieser Frage überhaupt geklärt werden sollte, leuchtet nicht ein.

Schließlich folgt der Vorwurf, dass die vermeintlich traditionellen Instrumentarien *quellenkritisch*, *textimmanent* und *autorzentriert* seien. Die Quellenkritik ist von den genannten freilich das einzige Instrumentarium, das seinerseits für eine dezidierte Forschung i. d. R. grundlegend ist. Durch Textimmanenz (kein Instrumentarium, sondern ein interpretatorischer Deutungsansatz) hingegen hat sich die Thomas-Mann-Forschung zu keiner Zeit ausgezeichnet. Dies ist schon allein dadurch er-

<sup>16</sup> Friedrich Kittler: *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*. München 2000. S. 11.

<sup>17</sup> Jaques Derrida: *Die unbedingte Universität*. Frankfurt a. M. 2016. S. 12.

<sup>18</sup> Stefan Börnchen u. a. (Hrsgg.): *Thomas Mann. Neue kulturwissenschaftliche Lektüren*. Einleitung der Hrsgg. München 2012. S. IX–XXXI. S. XI.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> *Mann lichkeiten. Kulturelle Repräsentationen und Wissensformen in Texten Thomas Manns*. 15. 05. 2015–17. 05. 2015 ETH Zürich, in: H-Soz-Kult, 2. 4. 2015, <http://www.hsozkult.de/event/id/termine-27578>.

klärbar, dass Thomas Mann ununterbrochen Verweise zwischen seinen Helden, seinen Motiven und Werken wie ja überhaupt Bezüge zur literarischen, musikalischen und philosophischen Tradition betont hat. Hinter *autorzentriert* nun scheint sich hier der Vorwurf an die Hermeneutik zu verbergen, es gehe ihr ausschließlich um die Autorintention; auch Tagungen, Sammelbände und Monografien, die sich den Texten eines oder sogar mehrerer Autoren widmen, sind natürlich grundsätzlich autorzentriert.

„Aktualität und Anschlussfähigkeit“ stehen nun unmittelbar im Kontext des erwähnten *Überzeugungssystems*. Es gehört gegenwärtig zu den großen Problemen text- und literaturwissenschaftlicher Forschung, die Bedeutung des Fachs aufseiten der Aktualität der Fragestellungen zu suchen, wobei Aktualität nichts anders als ein verschleiender Ausdruck für gesellschaftliche Relevanz ist. Hier besteht, neben vielen anderen Problemen, unmittelbar die Gefahr eines *Backshadowing*<sup>21</sup>, d. h. einer unreflektierten Verschiebung der Perspektiven in den Fokus heutiger Sichtweisen.

Diese perspektivische Verschiebung spürt häufig vermeintliche Desiderata der Forschung durch Zugänge auf, die argumentativ auf wackeligen Füßen stehen, da der eruierende Blickwinkel fest in einem ausdifferenzierten *Überzeugungssystem* verankert ist, das seinerseits nicht reflektiert und somit nicht relativiert wird. Auf diese Weise wird die Literaturwissenschaft zu einer normativen Wissenschaftsform; ein Status, der ihr, anders als etwa Teilen der Rechtswissenschaft, innerhalb des wissenschaftlichen Systems nicht zukommt.

Als ein besonders markantes Beispiel für eine derartige Perspektivverschiebung führe ich das folgende an: „Eine Betrachtung der Männer- und Frauenbilder in Thomas Manns Werk ist aus dem Gegenstand heraus, der im Kontext der heteronormativen Geschlechterverhältnisse der westlichen Moderne steht, nur als ein relationales Projekt zu haben.“<sup>22</sup> Vom Umstand abgesehen, dass jedes wissenschaftliche Projekt ohnehin relational und eben nicht absolut ist, präsentiert sich dieser Satz formallogisch als ein vermeintlich als wahr erweisbarer. Er behauptet, dass man die Männer- und Frauenbilder in Manns Werk erst seit 1991 adäquat untersuchen könne, weil Judith Butlers Theorie grundlegend für die gewählte Terminologie und deren wissenschaftliche Implikationen sei. Aussagenlogisch liegt hier ein Zirkelschluss vor, da die Konklusion die Prämisse beweisen soll, die Konklusion aber zur Formulierung der Prämisse bereits benötigt wird. Das Backshadowing ist aber darüber hinaus in diesem Fall besonders markant, weil die Gender-Theorie sehr zu Recht unseren heutigen Blick auf Geschlecht, Sexus und Genus, geschlechtliche Sozialisation und Prägung geschärft und sensibilisiert hat, ihr in diesem Fall aber argumentative Letztgültigkeit attestiert wird, die sich der Dekonstruktion, als zentraler Kategorie der angewandten *Queer-Lektüre*<sup>23</sup>, ihrerseits selbst verweigert.

Dass die Dekonstruktion in erwähntem Fall ausbleibt, verdankt sich aus Perspektive der *Erklärenden Hermeneutik* der Tatsache, dass die Kategorie *Überzeugungssystem* hier nicht reflektiert wird. Es müsste zunächst argumentativ dargestellt werden, warum die Butler-Rezeption des Wissenschaftlers für die Erforschung des Gegenstands geeignet ist, und nicht lediglich ein *Überzeugungssystem* aneignend an den Untersuchungsgegenstand herangeführt wird. Um diesen berechtigten Zweifel auszuräumen, wäre darzulegen, inwieweit die Paradigmen des *Überzeugungssystems* des Wissenschaftlers auch für das nachweisbar textprägende *Überzeugungssystem* Thomas Manns konstituierend sind.

Genau hierin besteht auch etwa der blinde Fleck der *Einleitung* zu *Homme fragile. Männlichkeitsentwürfe in den Texten von Heinrich und Thomas Mann*, um ein weiteres Beispiel aus der aktuellen Thomas-Mann-Forschung anzuführen. Dezidiert und kenntnisreich stellen die Herausgeber Geschichte und Entwicklung der *masculinity studies* dar und machen deutlich, warum die Kategorie *Männlichkeit* erst in jüngerer Zeit literaturwissenschaftliches Interesse auf sich zieht. Ausgerechnet die Stringenz der eigenen Argumentation stellt ihnen jedoch im nächsten Schritt ein argumentatives Bein: Da sich das

<sup>21</sup> Vgl. Michael A. Bernstein: *Foregone Conclusions*. Berkeley 1994.

<sup>22</sup> Benedikt Wolf: *Männerbilder/Frauenbilder*. In: *Thomas-Mann-Handbuch*. A. a. O. S. 322–324, S. 322.

<sup>23</sup> Vgl. Andreas Blödorn: *Von der Queer Theory zur Methode eines Queer Reading: Tonio Krügers verquere ‚Normalität‘ (Queer Studies)*. In: Tim Lörke u. a. (Hrsgg.): *Vom Nutzen und Nachteil der Theorie für die Lektüre. Das Werk Thomas Manns im Lichte neuer Literaturtheorien*. Würzburg 2006, S. 129–146, vor allem S. 130–135.

ausgemachte Desiderat der dargelegten Entwicklung der *masculinity studies* verdankt, ist der Hinweis, das Desiderat „vermag [...] zu überraschen“<sup>24</sup> nicht stringent und soll lediglich die gewählte und bisher nicht geleistete Lektüreperspektive vom Untersuchungsgegenstand her rechtfertigen. Als Argument für eine spezifische *Gender-/Queer-Lektüre* der Werke wird dann angeführt, dass „das Geschlechterverhältnis eine zentrale Thematik“<sup>25</sup> in ihnen darstelle. Wo aber, vom Zorn des Achill wegen „Briseis Hüften unter ihrem Gürtel“<sup>26</sup> bis zur Gegenwart, wäre das Geschlechterverhältnis kein zentrales Thema der Literatur? Der genannte Befund stellt also weder ein argumentatives Spezifikum dar, mit dessen Hilfe das vermeintliche Desiderat auszumachen wäre, noch rechtfertigt er per se die gewählte Perspektive. Gerade weil in genannter Einleitung die historische Entwicklung des Perspektivwechsels reflektiert wird, ist es nicht statthaft, die eruierte Perspektive im nächsten Schritt absolut zu setzen und sie nicht ihrerseits unter den Paradigmen des Perspektivismus zu relativieren. Die Genealogie der Perspektive zunächst darstellend, wird diese schließlich doch als letztgültiges *Überzeugungssystem* verstanden. Hierzu kommt es auch, weil die Autoren, Prägung mit Determinierung verwechselnd, das angewandte *Queer Reading* fälschlicherweise als strikt antihermeneutisch interpretieren. „Denn das ist ja eben der Grundgedanke der Hermeneutik, daß symbolische Ordnungen, im Gegensatz zu Naturgesetzen, in Deutungen gründen, mithin eine nur hypothetische Existenz beanspruchen und von neuen Sinnentwürfen transformiert und überstritten werden können.“<sup>27</sup>

Hingegen zu reflektieren, dass in solchen Fällen grundsätzlich zwei *Überzeugungssysteme* aufeinandertreffen, die in einen argumentativen Dissens zueinander treten, wird eine zentrale Aufgabe zukünftiger Methodik sein; andernfalls werden sich gewünschte Aktualität und Anschlussfähigkeit des Vorwurfs der Beliebigkeit dauerhaft nicht entledigen können.

Bevor ich Lösungen für den zweckdienlichen Umgang mit ‚neueren‘ Ansätzen vorschlage, möchte ich noch ein weiteres Beispiel erwähnen, das bewusst einen Bruch mit der Forschungstradition herbeischreiben wollte und aus Perspektive der Hermeneutik interessant ist.

In *Apokrypher Avantgardismus. Thomas Mann und die Klassische Moderne* schlagen Claudia Liebrand und Stefan Börnchen vor, man solle für einen neuen literaturwissenschaftlichen Umgang und eine ergebnisfördernde Perspektivenverschiebung „Thomas Mann wie Kafka lesen“<sup>28</sup>. Die vermeintlich autorzentrierten Lektüren der Hermeneutik mit diesem Credo überwinden zu wollen, offenbart natürlich eine nicht zu überlesende Widersprüchlichkeit. Selbst wenn man die explizite Autorenzentrierung gerade dieses Credos außeracht lässt, ist ja nicht zu übersehen, dass sich die Spezifika der hier paradigmatisch zurate gezogenen Kafka-Lektüren dem Werk Franz Kafkas verdanken. Man liest Werke von Kafka ja nicht a priori so wie man sie liest, sondern aufgrund ihrer verifizierbaren Verfasstheit. Die Rätselhaftigkeit und die Widersprüche der Erzählwelt Kafkas sind aber genuin im hermeneutischen Kontext verortet, da Widersprüchlichkeiten nur in sinnstrukturellen Zusammenhängen auftreten können. Ohne Sinn kein Widerspruch, ohne Sinnsuche kein Rätsel. Die Spezifika der Kafka-Lektüren verdanken sich also eben jener Hermeneutik, welche die vorgeschlagene Lektüre in der Übertragung auf Thomas Mann ausdrücklich zu überwinden sucht.

*Apokrypher Avantgardismus* ist allerdings zugute zu halten, dass der Band – und das unterscheidet ihn von anderen Bänden ähnlicher Stoßrichtung – die Diskussion nachhaltig belebt und nicht etwa unterbunden hat; was primär daran liegt, dass von den Herausgebern auch solche Beiträge akzeptiert wurden, die „sich gegen [die] Agenda [des Bandes] wenden und deren Prämissen bestreiten.“<sup>29</sup>

---

<sup>24</sup> Thomas Wortmann u. a. (Hrsgg.): *Homme fragile. Männlichkeitsentwürfe in den Texten von Heinrich und Thomas Mann*. Würzburg 2016. Einleitung der Hrsgg. S. 8.

<sup>25</sup> Ebd.

<sup>26</sup> Homer: *Ilias*. In der Übersetzung von Raoul Schrott. Frankfurt a. M. 2010. Vs. 429.

<sup>27</sup> Frank: *Was ist Neostrukturalismus?* A. a. O. S. 11 f.

<sup>28</sup> Stefan Börnchen u. a. (Hrsgg.): *Apokrypher Avantgardismus. Thomas Mann und die Klassische Moderne*. München 2008. Einleitung der Hrsgg. S. 7–28, S. 17.

<sup>29</sup> Bernd Hamacher: *Poststrukturalismus/Dekonstruktion*. In: *Thomas-Mann-Handbuch*. A. a. O. S. 347–349, S. 348.

Da Bernd Hamacher im Handbuchartikel über *Poststrukturalismus/Dekonstruktion* der Thomas-Mann-Forschung m. E. zu Recht attestiert, „[a]ls kleinster gemeinsamer Nenner der sich in irgendeiner Weise als dekonstruktiv verstehenden Analysen [könne] die Wendung gegen die Autorenintention gelten“<sup>30</sup>, sei erwähnt, dass ein solches Verfahren nicht als antihermeneutisch zu verstehen ist, da es sich lediglich gegen ein Hermeneutik-Verständnis abgrenzt, das diese selbst bei Schleiermacher nicht aufweist. So wendet sich etwa Yahya Elsaghe bewusst und dezidiert, und m. E. völlig zu Recht, gegen die intendierte Rezeptionslenkung vonseiten des Autors Thomas Mann. Man kann auch dieses Verfahren als dekonstruktivistisch bezeichnen. Dekonstruktion ist es dann aber durchaus im Sinne der Hermeneutik, der es natürlich auch zukommt, die Selbstinterpretationen eines Autors kritisch zu hinterfragen.

### III. Lösungsvorschläge

Mit der Gruppe der *Erklärenden Hermeneutik* teile ich die Auffassung, dass die Textwissenschaft in einer Krise steckt. Inhalt und Agenda eines Beitrags wie des vorliegenden kann es natürlich nicht sein, dieser Krise bzw. ihren vielfachen Erscheinungsformen ausgiebig auf den Grund zu gehen oder gar Lösungen für sämtliche Modifikationen dieser Krise zu präsentieren.

Bei meiner Auseinandersetzung mit der *Erklärenden Hermeneutik* zeigte sich mir schnell, dass ihre Differenzierung zwischen *kognitiven Interpretationen* und *projektiv-aneignenden Interpretationen* den zentralen Aspekt meiner Kritik an den ‚neueren‘ Zugängen trifft. ‚Neuere‘ Zugänge sind hier freilich nicht solche, die seit einem bestimmten Datum an die Texte herangeführt werden, sondern solche, deren Vertreter bewusst einen Bruch mit der Forschung herbeisehnen, sich bewusst vom Forschungsstand abgrenzen wollen, bewusst theoriefokussiert Paradigmen ihrer literatur- und textwissenschaftlichen Auseinandersetzung zugrunde legen.

Man darf sich in solchen Fällen übrigens durch die betriebene Theorieorientierung nicht vom eigentlichen Problem ablenken lassen: In den allermeisten Fällen führt die paradigmatisch zugrunde gelegte Theorie nicht zu methodischer Profilschärfung. Im Gegenteil: Meistens wird eine Theorie der präsentierten interpretatorischen Lektüre zugrunde gelegt, ohne dass de facto eine hieraus erarbeitete Methodik angewandt würde. Nun habe ich von den Vorhaben der ‚neueren‘ Ansätze vieles, von den bemängelten Ergebnissen wenig zitiert. Ich habe mich des Weiteren auf einen Tagungstext, auf Handbuchartikel und auf Einleitungen zu Sammelbänden beschränkt. Dieses Vorgehen hat zwei Gründe.

Der erste Grund liegt darin, dass die jeweiligen Ergebnisse diskursiv zu behandeln und ggf. zu widerlegen ein Unternehmen darstellt, das jederzeit möglich ist, allerdings Ausführlichkeit fordert<sup>31</sup>; mehr Ausführlichkeit zumal als der Agenda meines Beitrags entsprechen würde, dem es darum geht, Kritik als Anregung – auch zu einer ausdrücklich gewünschten Diskussion – zu artikulieren.

Der zweite Grund ist darin zu sehen, dass sich meine Kritik eben explizit gegen die erwähnten Ansätze richtet, da er ja einen Beitrag zur Methodologie darstellt. So richtet sich meine Kritik etwa auch gegen jene Einleitungen zu Sammelbänden, die *Überzeugungssysteme* präsentieren und die versammelten Beiträge hierunter subsumieren, ohne dass die einzelnen Beiträge diesen verpflichtet wären. Zu diesem Umstand kommt es vor allem, wenn die Anfrage zu einem Beitrag die Wissenschaftler hinsichtlich thematischer Ausrichtung erreicht, Herausgeber in den Einleitungen aber programmatisch *nachwürzen*, um die gesellschaftliche Relevanz des Projekts und dessen methodische Aktualität zu unterstreichen. Eine nachgereichte Methode kann allerdings keine sein; und mit ‚gesellschaftlicher Relevanz‘ und ‚methodischer Aktualität‘ sind zwei Aspekte angesprochen, die einem derzeit für weite Teile der Wissenschaften typischen Legitimationsdenken entstammen.

---

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Ein maßstabsetzendes Beispiel für ein derartiges Vorgehen bildet Peter Tepe, Jürgen Rauter u. Tanja Semlow: *Interpretationskonflikte am Beispiel von E. T. A. Hoffmanns Der Sandmann: Kognitive Hermeneutik in der praktischen Anwendung*. Würzburg 2009.

Jede wissenschaftliche Tätigkeit legitimiert sich am ausdrücklichsten und nachhaltigsten durch das, was sie zu leisten vermag, durch das also auch, was sie bisher geleistet hat. „[D]ie Ignorierung [der] kanonischen Texte“<sup>32</sup> kann vor diesem Hintergrund also gerade keine Chance für die explizit gewünschten Neuausrichtungen bieten. Vollkommen verinnerlichter Legitimationszwang bzgl. aktueller Relevanz bannt darüber hinaus unter jene Sorge, die schon den Wissenschaftler Faust blendet: „Und er weiß von allen Schätzen / Sich nicht in Besitz zu setzen. [...] Er verliert sich immer tiefer / Siehet alle Dinge schiefer“<sup>33</sup>. Fachintern, unter Kolleginnen und Kollegen, sollte man deshalb nicht dem Stil der berüchtigten ‚Antragsprosa‘ verfallen, sondern den Legitimationszwang stets als das diskutieren, was er primär ist: wie Goethes *Faust* eine Gelehrtentragödie. „Darin steht heute [...] ein enormer politischer Einsatz auf dem Spiel: In welchem Ausmaß dürfen Forschungs- und Lehrinrichtungen gefördert, das heißt direkt oder indirekt von kommerziellen Interessen kontrolliert [...] werden.“<sup>34</sup>

Die in meinem Beitrag reflektierten Probleme sind primär im Umfeld einer Forschung zu verorten, die zu Recht dezidiert nach Nova sucht. Hiermit ist unmittelbar ein zentrales Problem der Literaturwissenschaft angesprochen: Der Forschungsstand kann als Last empfunden werden, und die Suche nach Forschungsdesiderata erweist sich als schwierig.

Zunächst gilt es hierbei zu bedenken, dass ein Desiderat in der Wissenschaft nicht schlicht etwas ist, das bis dato nicht erforscht wurde. Etymologisch handelt es sich um etwas, das zu erhoffen ist; sogar um etwas, das von den *sidera*, den Gestirnen, herabgefleht wird. Das Erforschen eines Desiderats muss also per definitionem eine Lücke schließen, die eine adäquate Problemlösung bislang unmöglich machte. Nur anhand eines zunächst ungelösten Problems und einer adäquaten Fragestellung kann also ein Forschungsdesiderat überhaupt ausgemacht werden.

Wenn nun ein tatsächliches Desiderat ausgemacht wurde, sollten drei Aspekte grundsätzlich erfüllt sein, wenn dezidiert ‚neuere‘ Ansätze an den Gegenstand herangeführt werden:

1. Es muss dargelegt werden, inwieweit die angewandte Methode bzgl. der konkreten wissenschaftlichen Problemstellung geeignet und warum sie anderen vorzuziehen ist. Hierbei gilt es grundsätzlich zu bedenken, dass jede Methode *Mittel* und nicht die zugrunde gelegte Theorie *Zweck* der Untersuchung ist.
2. Es sind folgende Fragen zu bedenken: In welchem Verhältnis stehen die ans Licht gebrachten Ergebnisse zum Stand der Forschung? Was novellieren die Ergebnisse bzgl. des Forschungsstands? Findet evtl. lediglich ein Jargon-Wechsel statt? Ein Beispiel für Letzteres wäre etwa die Rede von der ‚Subversion klar definierter, relational normierter Geschlechteridentitäten‘ statt von ‚Androgynie‘.
3. Die angewandte, theoriespezifische Terminologie darf nicht dazu verführen, Forschungsergebnisse, denen zuvor lediglich eine andere Begrifflichkeit zugrunde lag, bei Sichtung und Diskussion des Forschungsstands zu übersehen. Erneut das genannte Beispiel: *Die Subversion der Geschlechteridentitäten* wird in der Thomas-Mann-Forschung seit 2002<sup>35</sup> untersucht, *Androgynie* hingegen spielt bei Thomas Mann seit 1924 im Kontext der Auseinandersetzung mit Mereschkowskis *Die Geheimnisse des Ostens* eine Rolle.<sup>36</sup>

Grundsätzlich gilt: Der Umstand, dass bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung stets zwei *Überzeugungssysteme* aufeinandertreffen, muss reflektiert werden. Je ausdifferenzierter das *Überzeugungssystem* des Wissenschaftlers bzgl. Terminologie, Paradigmen und (vor allem auch) ethischer Implikationen ist, desto ausführlicher ist dieser Umstand zu reflektieren.

---

<sup>32</sup> Kittler: *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*. A. a. O. S. 11.

<sup>33</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Der Tragödie zweiter Teil*. Frankfurt a. M. 2005. Vs. 11459 f. u. 11475 f.

<sup>34</sup> Derrida: *Die unbedingte Universität*. A. a. O. S. 17.

<sup>35</sup> Vgl. Andrew J. Webber: *Mann's man's world: gender and sexuality*. In: Ritchie Robertson (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Thomas Mann*. Cambridge 2002, S. 64–83.

<sup>36</sup> Vgl. Manfred Dierks: *Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann*. Bern 1972. S. 77.

Die vier genannten Aspekte machen auch deutlich, dass zur produktiven Anwendung ‚neuerer‘ Ansätze Diskussionsbereitschaft in einem hohen Maß gehört; in einem wesentlich höheren Maß zumal als derzeit zu beobachten ist. Es genügt nicht, die jeweiligen Theoriebildner und gegenstandsspezifischen Vorreiter des gewählten Ansatzes zu reflektieren, sondern man muss sich auch klar gegen gegenstandsspezifische Vertreter anderer Standpunkte und Ansätze innerhalb der Forschung positionieren. Ohne argumentative und diskursive Auseinandersetzung mit dem Stand der Forschung, ohne ein, im wahrsten Sinne des Wortes, Buchstäblich-Machen vor allem der Dissense, ist ein Beitrag zur Wissenschaft nicht zu leisten.

Um das angesprochene Diskussionspotential ergebnisfördernd nutzen zu können, muss etwa auch der Begriff *Diskurs* präziser verwendet werden als dies derzeit meist der Fall ist. Sein inflationärer Gebrauch, der im deutschen Sprachraum – außer in den Fällen klarer Definition bei Foucault und Derrida – vor allem auf unsensible Übersetzungen aus dem Französischen zurückzuführen ist, hat seine Profilschärfe eindeutig verloren. Der derzeit verbreitete Diskurs-Begriff, unter den man schlicht alles subsumiert, verwischt auch die Grenzen von Literatur und Literaturwissenschaft, von Text und Textwissenschaft, was zu Problemen führt, da der Blick auf die in einem literarischen Werk vermeintlich behandelten Diskurse immer schon ein wissenschaftlicher, ausdifferenzierender Blick ist. Eine klare Definition des Begriffs *Diskurs* ist übrigens schon deshalb notwendig, weil er seinerseits wesentliche Implikationen bzgl. der tatsächlichen textwissenschaftlichen Interpretationsarbeit nach sich zieht.<sup>37</sup>

Eine für die Literaturwissenschaft praktikable Lösung wäre es, grundsätzlich einen *demokratischen* Diskurs-Begriff zu verwenden. Ein solcher wäre strikt durch Argumentation strukturiert. Starke Argumente sind dann innerhalb dieser Struktur schwachen vorzuziehen. Demokratisch wäre er also nicht etwa im Sinne des Mehrheitsentscheids, sondern im Sinne der Stimmbeteiligung; er setzt Diskussion zwingend voraus und ist in der Folge als Diskurs Teil seiner selbst.

Teil dieses Diskurses wäre etwa auch der häufig begrüßte Methodenpluralismus. In gewisser Hinsicht sehe ich in ihm auch eine Lösung für die vielfachen und hier nur zum Teil ausgeführten Probleme. Methodenpluralismus ist aber nicht per se ein Allheilmittel; und dies aus folgenden Gründen. Zunächst sind nicht sämtliche theorieversierten Ansätze, die an den Untersuchungsgegenstand herangeführt werden, tatsächlich Methoden. Vielfach handelt es sich schlicht um Blickwinkel und Perspektiven, aus denen heraus detaillierte Betrachtungen verschiedener Motive, Themen, Figurenkonstellationen etc. vollzogen werden. Das ist an sich nicht falsch, hat auch schon klare Ergebnisse ans Licht gefördert<sup>38</sup>, ist aber seinerseits noch keine Methode, so dass dieses Vorgehen nicht schon als Teil eines Methodenpluralismus betrachtet werden kann.

Ein weiteres Problem des Methodenpluralismus kann darin bestehen, dass er über Schwächen der argumentativen Struktur hinwegtäuscht. Schwerlich wird nämlich eine nichtstringente Argumentation durch eine bloße Methodenverschiebung stringent. Vielmehr wird in diesen Fällen eine ausdifferenzierte Terminologie die mangelnde Stringenz verdecken. Vonseiten der Logik betrachtet, können Terminologien auf diese Weise Unordnung stiften und die präsentierte Argumentation sogar für den Wissenschaftler selbst undurchsichtig machen. Daher muss auch jeder Terminologie im Wesentlichen eine Begrifflichkeit zugrunde liegen; und dies auch heute noch durchaus im Sinne Hegels: „Nennen wir das *Wissen* den *Begriff*, das *Wesen* oder das *Wahre* aber das *Seiende* oder den *Gegenstand*, so besteht die Prüfung darin, zuzusehen, ob der Begriff dem Gegenstande entspricht.“<sup>39</sup> Vielfach handelt es sich bei Termini jedoch um Worte, die zwar augenscheinlich einer Phänomenerklärung entstammen, als Jargon aber fest in Weltanschauungen und *Überzeugungssystemen* verankert sind, so

<sup>37</sup> Vgl. Tepe: *Kognitive Hermeneutik*. A. a. O. Teil VI, Kapitel 17. *Diskursanalyse*. S. 477–504.

<sup>38</sup> Ein Beispiel wäre etwa der Aufsatz von Miriam Albracht: *Die Gefährdung der patriarchalen Ordnung. Keuschheit und Sexualität in Thomas Manns Roman ‚Joseph und seine Brüder‘*. In: *Thomas-Mann-Jahrbuch*. Bd. 28. S. 63–74, in welchem die Autorin dezidiert die patriarchalen Strukturen der *Joseph*-Romane untersucht, hierbei aber für die *gender*-Forschung zentrale Kategorien in den Kontext hermeneutischer Textauslegung integriert.

<sup>39</sup> G. W. F. Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. Frankfurt a. M. 2014. S. 77.

dass die von Hegel geforderte und wissenschaftlich notwendige Prüfung schon aus ideologischen Gründen meist unreflektiert vermieden wird.

In diesem Kontext sind auch die *Belege am Text* zu prüfen, da Terminologien häufig Verschiebungen vornehmen, so dass die vermeintlich belegenden Textstellen aus der sinnkonstituierenden Textstruktur gelöst werden und u. U. in falschen Sinnkontexten erscheinen. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch der inzwischen inflationäre Gebrauch der Rede vom *unzuverlässigen Erzähler*, da mit seiner Hilfe die hermeneutisch zu ermittelnden Sinnstrukturen des Textes von vorneherein relativiert werden. Dabei kann gerade der *unzuverlässige Erzähler* ausschließlich anhand sich widersprechender Sinnstrukturen des Textes ermittelt werden und liefert somit gerade keine Schützenhilfe für eine prinzipielle Unendlichkeit interpretatorischer Willkür.

Da viele der hier aufgezeigten Probleme gegenwärtiger Literatur- und Textwissenschaft im Kontext der Ethik und der Ideologie verortet sind, ist der Rat zu mehr Gelassenheit wahrscheinlich der allerdringliche. Es steht ja außer Zweifel, dass unserer sozialen, politischen und kulturellen Gegenwart heiße Themen unter den Nägeln brennen. Es ist ebenso offensichtlich, dass sich die Universitäten nach wie vor im größten Reformprozess seit Humboldt befinden. Ob es dem akademischen Diskurs hierbei gelingt, den Kopf aus der sprichwörtlichen Schlinge zu ziehen oder ob er auf Dauer doch den Kürzeren zieht, wird abzuwarten sein. „Weil sie [prinzipiell und *de jure*] gänzlich unabhängig, ganz auf sich gestellt ist, bleibt die Universität auch eine schutzlos preisgegebene, einzunehmende, zuweilen zur bedingungslosen Kapitulation verurteilte Festung.“<sup>40</sup> Denn: „Weil sie der Macht fremd, dem Machtprinzip gegenüber heterogen bleibt, verfügt die Universität auch über keine eigene Macht.“<sup>41</sup> Zu einer *université sans condition*, wie Derrida sie als Theorie zu Recht denkt, gehört etwa auch, dass die Geistes- und Kulturwissenschaften sich vom Aktualitäts- und Relevanzdiktum in der Form (wieder) befreien, dass nicht jedem Thema, das meist völlig verspätet die politische Bühne betritt, in vorausweisendem Gehorsam hinterher gehechtet wird. Die hier ausgedrückte doppelte Paradoxie macht die Sinn- und Haltlosigkeit dieses Trachtens deutlich. In diesen Fällen tut Besinnung Not, Besinnung auf die fachspezifischen Qualitäten und die fachinternen Problemstellungen. Wie würden wir es etwa wahrnehmen, wenn die Rechtswissenschaft ihre Fachspezifika grundsätzlich am aktuellen geistigen Klima ausrichten würde? Oder die Medizin etwa postulieren würde, dass Pest und Syphilis nicht mehr in unser Weltbild passen?

Sicherlich, die Relevanz etwa der B-Dur-Sonate D 960 von Franz Schubert hält sich bzgl. politischer und gesellschaftlicher Aktualität in Grenzen, aber Humanität erschöpft sich eben nicht in Quantifizierbarkeit. Dies gilt ebenso für Hans Castorps nächtliche Stunden vor dem Grammophon wie für Felix Krulls Besuch im Zirkus Stoudebecker. Die Sinnstrukturen dieser Textpassagen lassen sich nicht entschlüsseln, wenn man lediglich Details mit paradigmatisch zugrunde gelegten Terminologien neu definiert. Man muss die Kontexte wahr- und ernstnehmen, die weitläufigeren Sinnstrukturen der jeweiligen Werke berücksichtigen und schlussendlich auch die Einzelfalldiagnosen in eine hermeneutische Kontextualisierung einordnen. Und manchmal muss man auch damit leben, dass eine Textstelle, ein Sachverhalt, ein Detail bereits zufriedenstellend gedeutet wurde.

Der weitreichendste Lösungsvorschlag besteht darin, die offen zutage tretenden wie die unterschwelligsten Grabenkämpfe zunächst zur Diskussion zu stellen, wie hier in Ansätzen geschehen. Artikulierter Dissens ist ein wesentlicher Bestandteil jeder wissenschaftlichen Arbeit, und es dient dem individuellen wie dem wissenschaftlichen Erkenntnisprozess, wenn Positionen dialektisch ins Verhältnis zueinander gesetzt und somit auch stets relativiert werden. Relativierung aber ist keine Nivellierung; nur absolut gesetzte *Überzeugungssysteme* nehmen Relativierung als Nivellierung wahr.

Der letztgenannte Aspekt ist im Kontext der in meinem Beitrag als ‚neuere Ansätze‘ bezeichneten Perspektiven besonders interessant und gewichtig, da die genannten Perspektiven maßgebliche Impulse den französischen Intellektuellen ab den 1960er Jahren verdanken. Diese gingen allerdings mit einer Grundsätzlichkeit zu Werke, an der es heute ausgerechnet die Apologeten häufig fehlen

<sup>40</sup> Derrida: *Die unbedingte Universität*. A. a. O. S. 17. Zitat in eckigen Klammern S. 16. Hervorhebung im Original.

<sup>41</sup> Ebd. S. 16.

lassen. Foucaults Diskurs-Begriff etwa steht ausnahmslos im Kontext der Dispositive der Macht, so dass er grundsätzlich unter dem Paradigma der Repression zu betrachten ist und nicht, wie heute üblich, affirmativ verwendet werden sollte. Die von französischer Seite ausdrücklich geforderte strenge Dekonstruktion verlangt diese auch von den eigenen *Überzeugungssystemen*; vor diesem Hintergrund ist es verfehlt, Schlagworte fraglos zu übernehmen und an sie selbst die Maßstäbe der Dekonstruktion nicht anzulegen.

Nach wie vor wird die Hermeneutik in den hier genannten Zusammenhängen eine entscheidende Rolle spielen. Ihr kognitives Potential macht ja gerade Diskussion und Einschätzung verschiedener Perspektiven möglich. Auch kann sie eine Klammer um den geforderten Methodenpluralismus schließen, diesen unter Beurteilung starker wie schwacher Argumente und durch Diskussion über Plausibilität, Stringenz und Widerspruch strukturieren. Weil die Hermeneutik, ihr eigenes Potential nutzend, kognitiv lernfähig ist, scheinen die vielfach vorgebrachten Frontalangriffe gegen sie besonders verfehlt. Der Umstand, dass in Thomas Manns Werk ausgerechnet Hermes der Gott schlechthin ist, kann für einen fruchtbaren Fortbestand der Forschung nicht zu den Akten gelegt werden.

### **Literaturverzeichnis**

Albracht, Miriam: *Die Gefährdung der patriarchalen Ordnung. Keuschheit und Sexualität in Thomas Manns Roman ‚Joseph und seine Brüder‘*. In: *Thomas-Mann-Jahrbuch*. Bd. 28. S. 63–74.

Bernstein, Michael A.: *Foregone Conclusions*. Berkeley 1994.

Blödorn, Andreas u. a. (Hrsgg.): *Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart 2015.

Ders.: *Von der Queer Theory zur Methode eines Queer Reading: Tonio Krögers verquere ‚Normalität‘ (Queer Studies)*. In: Tim Lörke u. a. (Hrsgg.): *Vom Nutzen und Nachteil der Theorie für die Lektüre. Das Werk Thomas Manns im Lichte neuer Literaturtheorien*. Würzburg 2006, S. 129–146.

Börnchen, Stefan u. a. (Hrsgg.): *Thomas Mann. Neue kulturwissenschaftliche Lektüren. Einleitung* der Hrsgg. München 2012. S. IX–XXXI.

Ders. u. a. (Hrsgg.): *Apokrypher Avantgardismus. Thomas Mann und die Klassische Moderne*. München 2008. Einleitung der Hrsgg. S. 7–28.

Bühler, Axel: *Interpretation und Bedeutung*. In: *Mythos-Magazin*, [http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/ab\\_bedeutung.htm](http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/ab_bedeutung.htm)

Derrida, Jaques: *Die unbedingte Universität*. Frankfurt a. M. 2016.

Dierks, Manfred: *Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann*. Bern 1972.

Frank, Manfred: *Was ist Neostrukturalismus*. Frankfurt a. M. 1984.

Ders.: *Das individuelle Allgemeine*. Frankfurt a. M. 1985.

Ders.: *Ansichten der Subjektivität*. Frankfurt a. M. 2011.

Goethe, Johann Wolfgang: *Faust. Der Tragödie zweiter Teil*. Frankfurt a. M. 2005.

Gumbrecht, Hans Ulrich: *Diesseits der Hermeneutik. Über die Produktion von Präsenz*. Frankfurt a. M. 2004.

Hamacher, Bernd: *Poststrukturalismus/Dekonstruktion*. In: *Thomas-Mann-Handbuch*. A. a. O. S. 347–349.

Homer: *Ilias*. In der Übersetzung von Raoul Schrott. Frankfurt a. M. 2010.

Hörisch, Jochen: *Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik*. Frankfurt a. M. 1986.

Kittler, Friedrich: *Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft*. München 2000.

- Mann, Thomas: *Lotte in Weimar*. Herausgegeben und kommentiert von Werner Fritzen. Frankfurt a. M. 2003.
- Mann\_lichkeiten. Kulturelle Repräsentationen und Wissensformen in Texten Thomas Manns*. 15. 05. 2015–17. 05. 2015 ETH Zürich, in: H-Soz-Kult, 2. 4. 2015, <http://www.hsozkult.de/event/id/termine-27578>.
- Schiller, Friedrich: *Ode an die Freude*. In: Nationalausgabe Bd. 1. Weimar 1943. S. 169–172.
- Tepe, Peter: *Kognitive Hermeneutik. Textwissenschaft ist als Erfahrungswissenschaft möglich*. Würzburg 2007.
- Ders. mit Jürgen Rauter u. Tanja Semlow: *Interpretationskonflikte am Beispiel von E. T. A. Hoffmanns »Der Sandmann«: Kognitive Hermeneutik in der praktischen Anwendung*. Würzburg 2009.
- Ders.: *Schlagabtausch. Der Streit zwischen der kognitiven und der geist-theoretischen Hermeneutik über den Sandmann*. In: *Mythos-Magazin* (Feb. 2018), [http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/pt\\_schlagabtausch.pdf](http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/pt_schlagabtausch.pdf)
- Webber, Andrew J.: *Mann's man's world: gender and sexuality*. In: Ritchie Robertson (Hrsg.): *The Cambridge Companion to Thomas Mann*. Cambridge 2002, S. 64–83.
- Weiher, Frank: *Über die Gegensätze ‚Geist und Leben‘ und ‚Künstler und Bürger‘ in der Thomas-Mann-Forschung*. In: *Thomas-Mann-Jahrbuch* Bd. 29. Frankfurt a. M. 2016. S. 57–69.
- Wolf, Benedikt: *Männerbilder/Frauenbilder*. In: *Thomas-Mann-Handbuch*. A. a. O. S. 322–324.
- Wortmann, Thomas u. a. (Hrsgg.): *Homme fragile. Männlichkeitsentwürfe in den Texten von Heinrich und Thomas Mann*. Würzburg 2016. *Einleitung* der Hrsgg.